



In Sachen Messie-Wohnungen gibt es eine große Bandbreite. Bei seinen Aufräumaktionen sieht Michael Schröter alles zwischen einfach vollen Räumen und vermüllten, verdreckten, schimmelnden und stinkenden Wohnungen.

Foto Plainpicture

Am Ende des längeren Gesprächs fallen Sätze, die das ganze Dilemma auf den Punkt bringen: „Das Gefühl beim und nach dem Aufräumen ist Ohnmacht, Hilflosigkeit, Leere. Es ist ein permanenter Verlust, es ist ein Vernichten von Möglichkeiten. Es ist ein Ich-kann-nicht-mehr und ein Es-geht-nicht-mehr.“

Diese Sätze stammen von Christa Weil, die eigentlich anders heißt. Die ungeschminkte Frau Ende 30 hat die langen braunen Haare im Nacken zusammengebunden, trägt eine Brille, leicht zerbeulte graue Hosen und einen blauen Fleece-Pulli. Wer im Supermarkt an der Käsetheke neben Weil steht oder mit ihr in der S-Bahn sitzt, dem wird sie nicht zwangsläufig im Gedächtnis bleiben. Der Stromableser aber, der an ihrer Tür klingelt, wird sich danach an ihre Wohnung erinnern. Denn die weicht deutlich von der Norm ab.

Was einmal den Weg in Christa Weils Wohnung im Großraum München gefunden hat, das bleibt in aller Regel auch dort. Aufräumen und Entsorgen bereiten Weil körperliches Unbehagen, auch wenn es um Wegwerfprodukte geht, zum Beispiel um den Werbeprospekt eines Supermarktes. In den meisten Haushalten wandert er spätestens nach Ablauf der betreffenden Woche in den Altpapiercontainer. Weil aber besitzt Werbeprospekte, in denen noch D-Mark-Preise angegeben sind. Auch Eierkartons, Kugelschreiber, leere Klopapierrollen, Klebeband und vieles mehr bewahrt sie auf, da es sich um Dinge handelt, die irgendwer irgendwann noch mal gebrauchen könnte.

Und natürlich würde sie sich nie von Spielzeug aus ihrer Kindheit, den Unterlagen aus der Schulzeit oder den Babykleidern ihrer Kinder trennen. Der Besitz ist in Kartons verpackt, die sich in der Wohnung und im Keller stapeln, beschriftet nach Inhalt oder Verpackungsdatum.

Weil spricht von sich selbst als Messie. Dieser Begriff stammt aus dem Englischen – „mess“ wird mit „Durcheinander“ übersetzt. In Deutschland wird damit umgangssprachlich eine Erkrankung bezeichnet, die die Wissenschaft pathologisches Horten und Sammeln nennt, eine Zwangsstörung. Zwangsstörungen treten als sehr heterogene Gruppe mit einem Spektrum an Untertypen auf. Es gibt Menschen, die sich ständig die Hände waschen müssen, weil sie Angst haben, sich oder andere zu kontaminieren. Oder Menschen, die permanent kontrollieren, ob sie den Herd ausgeschaltet haben. Laut Fritz Hohagen, Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychothera-

Ein Zuhause für jeden Gegenstand

Mit seinem Messie-Hilfe-Team unterstützt Michael Schröter Menschen, die zwanghaft horten und sammeln. Eine Krankheit, die nur schwer in den Griff zu bekommen ist. *Von Eva Schläfer*

pie und der Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie in Lübeck, sind schätzungsweise ein bis zwei Prozent der deutschen Bevölkerung von einer Zwangserkrankung betroffen.

Alle haben gemein, dass sie etwas tun müssen, von dem sie wissen, dass es unsinnig ist. Das Händewaschen, erzählt Hohagen, ziehe sich oft über Stunden, so dass die Patienten nicht in der Lage seien, einem Beruf nachzugehen oder ein normales Privatleben zu führen. Sie erleben ihre Situation daher als sehr belastend. Für die Horter könne man das so pauschal nicht sagen. „Das Wegwerfen von Gegenständen löst ein Unbehagen aus, da die Patienten in einen Spannungszustand geraten“, so Hohagen. Unter diesem Gefühl litt alle Betroffenen. Aber das Sammeln als solches sei für viele keine direkte Belastung. „Eigentlich finden sie es ganz gut, dass sie sammeln. Sie haben die vielen Sachen gerne um sich herum und empfinden den Zustand zu Hause als ganz okay. Ihre Familie findet es aber nicht okay. Es sind häufig die sozialen Konsequenzen, die dazu führen, dass die Patienten zu uns kommen, nicht so sehr der Leidensdruck.“

Wenn man Christa Weil zuhört, bestätigt sich diese Einschätzung. Sie sagt: „Wenn ich alleine auf der Welt wäre, wäre rund um mich Chaos, aber meine Welt in Ordnung. Ich könnte mich wohlfühlen. Ich müsste nicht aufräumen.“ Messies leben oft allein, Weil hat, was eher untypisch ist, Mann und zwei Kinder. Bis zu der Geburt des ersten Kindes arbeitete die gelernte Bürokauffrau und Fachinformatikerin als Systemadministratorin in einem mittelständischen Unternehmen, seitdem ist sie Hausfrau.

Betritt man Weils Wohnung, weiß man gar nicht, wohin man schauen soll

vor lauter Sachen, immerhin sind alle wichtigen Wege zu den Räumen frei. Michael Schröter, der mit seinem Messie-Hilfe-Team Hunderte solcher Wohnungen gesehen hat, schätzt unter anderem deshalb Christa Weils Zuhause als eine „fast noch vorzeigbare, aber total volle Wohnung“ ein. „Man kann sich bewegen, es sind nicht nur 30 Zentimeter breite Gänge freigehalten, wie wir das oft genug erleben. Es wirkt wie ein volles Lager.“

Schröter, 65 Jahre, grau-weißes, lockiges Haar, ist ein Joachim-Gauck-Typ, aber in der bayerischen Variante. Er stand 2001 das erste Mal in einer Messie-Wohnung – ohne damals einen Begriff dafür zu haben. Er arbeitete erst für die Caritas, machte sich dann mit einem Sozialunternehmen selbstständig. Die Fälle, in denen er zum Leerräumen von Messie-Wohnungen gerufen wurde, nahmen stetig zu. Seit vier Jahren macht er nichts anderes mehr. Manchmal hat er vier Besichtigungstermine am Tag, im Durchschnitt vier Einsätze im Monat, die zwischen einem Tag und drei Wochen dauern können – je nach Größe und Zustand der Wohnung. In zwei Dritteln der Fälle ruft ihn das Sozialamt, ansonsten sind es die Betroffenen oder ihre Angehörigen selbst.

Sie kommen aus allen sozialen Schichten. Die Wohnungen zeigen eine große Bandbreite. Zwischen einer vollen Wohnung wie bei Weil und einer vermüllten, verdreckten, schimmelnden und stinkenden Wohnung, in der man nicht mehr zum Fenster durchkommt, um es zu öffnen, gibt es viele Abstufungen. Auch das Horten selbst äußert sich unterschiedlich. Es gibt Betroffene, die Tüten aus dem Altkleidercontainer mit nach Hause nehmen oder sich auf dem Recyclinghof be-

dienen. Schröter hat einen Fall erlebt, in dem eine wohlhabende Dame Produkte für mehr als 40 000 Euro bei einem Teleshopping-Kanal bestellt hatte, die ungeöffnet bei ihr im Wohnzimmer lagerten. In seltenen Fällen wird das Sammeln sogar von einer Kleptomanie, einem Zwang zum Stehlen, begleitet. Und häufig sind Depressionen und Alkohol Verbündete bei der Vermüllung einer Wohnung.

Wenn Michael Schröter Wohnungen auf- und ausräumt, sind die Betroffenen meistens dabei. Außerhalb der eigenen vier Wände fällt ihr Defizit in aller Regel nicht auf. Am Arbeitsplatz herrscht soziale Kontrolle, das Sammeln beschränkt sich auf die Wohnung. Schröter hat gelernt, dass es Knowhow, Professionalität, Fingerspitzengefühl und vor allem Respekt braucht, um die notwendige Beziehung zu den Menschen aufzubauen. „Sie schirmen sich auf der einen Seite durch die Fülle in ihren Wohnungen ab. Auf der anderen Seite haben sie eine wahnsinnige Sehnsucht, wahrgenommen, respektiert und liebegehabt zu werden.“ Sein Eindruck ist, dass sich die Menschen selbst wegperrten, weil sie Angst vor der Umwelt hätten, weil sie oft enttäuscht worden seien, weil sie eine liebevolle Kindheit hatten. „Das sind verletzte Menschen. Sie schützen sich durch Hügel, durch Unmengen an Gegenständen“, sagt Schröter.

Psychiatrieprofessor Hohagen ist da vorsichtig, wenn es um Stereotypen geht, zum Beispiel die gern genannte innere Leere, die Sammler zu kompensieren versuchten. „Innere Leere können Sie mit ganz viel füllen: mit Selbstverletzungen, mit Suchtverhalten. Wir in der Klinik fragen uns: Welchen Stellenwert hat die Erkrankung im Leben des Betroffenen? Was ermöglicht er sich damit, und was

vermeidet er? Die Funktion, die die Erkrankung einnimmt, ist sehr individuell. Sie kann auch Abgrenzung sein, dass nähere soziale Kontakte gar nicht gewünscht sind.“

Christa Weil hat eine vage Vermutung, was sie in die Zwangsstörung geführt haben könnte. Sie erzählt, dass in ihrer Kindheit Gefühle innerhalb der Familie keine Rolle spielten. Und dass sie auch bei guten Leistungen nicht gelobt, sondern ausschließlich auf die wenigen Fehler hingewiesen wurde. Weil empfindet ihren Besitz als innere Stabilität. „Er gibt mir Halt, er gibt mir Sicherheit“, sagt sie. Das geht vielen Menschen so, allerdings bezogen auf Werte wie das eigene Haus oder das Sparbuch. „Wertbeimessungsstörungen“ werden den pathologischen Sammlern daher zugeschrieben, ein Begriff, der Weil kränkt. Denn natürlich versteht sie, dass ihr die Gegenstände mehr wert sind, als sie materiell wert sind. Trotzdem vermittelt sie glaubhaft, dass ihr der Werbeprospekt etwas bedeutet. Er gehört ihr, sie kann ihn anschauen, sie darf über ihn verfügen. Es ist Weils Prospekt. „Der Bezug ist so innig, dass ich Sachen, die ich lieb habe, nicht wegwerfen kann. Und ich habe nicht nur eine Sache lieb“, sagt sie. Ein weiterer anrührender Satz, den sie äußert, lautet: „Ich sorge mich um die Gegenstände, die kein Zuhause haben.“

Weils Ehemann würde laut ihrer Aussage gern alles wegschmeißen. Sie sagt aber auch, dass er nichts gegen die Fülle in den eigenen vier Wänden hat, solange es niemand mitbekommt. Ihn stresst die Meinung der Außenwelt stärker als Christa Weil. Wenn sich Besuch angekündigt hat, versucht er, nicht vor Ort zu sein.

Viele Betroffene lassen gar niemanden mehr in die Wohnung, egal ob Familie, Freunde oder Handwerker. Steht eine Reparatur an, wird lieber improvisiert, als einen Fachmann zu rufen. Doch Christa Weil und die Kinder bekommen ziemlich regelmäßig Besuch. Weils Kinder sind in die Gegebenheiten zu Hause hineingeboren worden und akzeptieren sie bislang. Momentan tragen sie sogar dazu bei, dass ihr Zuhause regelmäßig aufgeräumt wird, denn ihre Mutter möchte, dass sie eine glückliche Kindheit verbringen – mit allem, was dazugehört. Es kostet Weil eine Menge Überwindung, aber sie macht den Schritt nach draußen und lädt Kinder zu sich ein. Diese nehmen die Fülle der Räume als gottgegeben hin. Ihre Eltern eher nicht. Weil ist mittlerweile in der Lage, zu ihrer Wohnung zu stehen. Wenn die Leute fragen, ob sie gerade am Umziehen seien, antwortet sie: „Nein, so sieht es bei uns aus.“ Sie hat er-

lebt, dass Kinder nur ein Mal zu Besuch kamen, aber andere Kinder kämen immer wieder zu Besuch.

Christa Weil und Michael Schröter haben sich kennengelernt, nachdem sie aus der Zeitung von seiner 2016 eröffneten Messie-Akademie erfahren hatte. Schröter hat es sich mit dieser Einrichtung zum Ziel gesetzt, über die Erkrankung aufzuklären und professionelle Messie-Begleiter auszubilden. Zudem bringt er Betroffene in seinen Räumen in Gauting, auf halber Strecke zwischen München und Starnberg, zusammen. Unter anderem bei einem Messie-Frühstück, das monatlich stattfindet.

Dort tauchte auch Weil eines Samstags auf. Es hat ihr gutgetan, mit eigenen Augen zu sehen, dass sie nicht allein ist. Aber sie hat auch festgestellt: „Es hat noch keiner eine Patentlösung für uns gefunden. Es gibt keinen goldenen Weg, um rauszukommen.“ Sie ist Therapieangeboten gegenüber sehr skeptisch und weist auf einen Knackpunkt hin: „Man kann einem Messie alles wegnehmen, aber dann kommt ein Jo-Jo-Effekt.“

Der Mediziner Fritz Hohagen sieht das anders. Er definiert mit seinen Patienten klar, was die Ziele der Therapie sind. Dabei muss der Patient genau benennen, was er wegwerfen will und was nicht, wie die Wohnung aussehen soll. „Dann gehen wir mit ihm die konkreten Übungen durch. Er muss lernen, etwas wegzuworfen, auch wenn danach ein unangenehmes Gefühl auftritt. Und das wird dann geübt, vom Therapeuten begleitet oder in Eigenregie. Das kann nicht nur auf einer Gesprächsebene bleiben, dann wird sich nichts ändern.“ Insgesamt ist die Bereitschaft der Horter, sich auf eine Therapie einzulassen, geringer als bei anderen Zwangserkrankten. Wenn sie es aber tun, sei die Behandlung laut Hohagen lohnend und erfolgversprechend. Der Impuls, den Zwang auszuführen, bleibe zwar, die Menschen lernten aber, besser damit umzugehen. Allerdings sei Selbstdisziplin vonnöten: „Der Patient muss sich ständig mit dem Impuls auseinandersetzen. Wenn er ihm nachgibt, herrscht eine hohe Gefahr, dass sich der Zwang wieder einstellt.“

Sich auf den Gedanken einzulassen, dass sie von einem Zwang geleitet wird, fällt Weil schwer. Sie nennt das, was sie am Gang zum Mülleimer hindert, „dieses Gefühl, diese Blockade, diese Unfähigkeit“. Dass sie damit von der Norm abweicht, weiß sie sehr genau. „Ich habe einen Verstand, der sagt zu mir: Hallo, was bist du für eine? Das ist total hirnrissig, was du machst.“ Doch der Verstand kommt gegen Weils Gefühl nicht an.